

## Stimmen und Statements der Fachtagsbesucher\*innen nach der Einführung von Andrea Orbig

„Ich bin berührt von Ihrem Vortrag. Das, was Sie umrissen haben, ist genau das, was Kultursensibilität ist und die Möglichkeit schafft, sich auf Augenhöhe zu begegnen. Projekte haben eine zeitliche Begrenzung. Der inklusive Gedanke ist nichts, was über Projekte zu finanzieren ist. Inklusion muss dauerhaft gefördert werden.“

„Professionelle könnten auch von den Betroffenen, etwas lernen, die schon in den 70er und 80er Jahren Selbsthilfe gelebt haben. Leider fühlen sich Angehörige und Betroffene trotz ihres reichen Erfahrungsschatzes oft von Professionellen nicht so wertgeschätzt, wie es wünschenswert wäre. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass Betroffenen zum Beispiel mit einem Migrationshintergrund besser auf Augenhöhe mit Eltern kommunizieren können. Leider ist es noch immer exotisch, dass Betroffene in den Institutionen arbeiten und an den Prozessen beteiligt sind.“

„Ich glaube, dass wir mehr Menschen mit Migrationshintergrund in diesem Raum haben als wir glauben.“

„Ich finde die Mischung an unterschiedlichsten Mitarbeitern wertvoll. Diese können auch in unterschiedlichen Kulturen und in Familien aus unterschiedlichsten Herkunftsländern eingesetzt werden. Alle können voneinander profitieren.“

„Projekte können in der Öffentlichkeit viel Positives bewirken. Wenn man die richtigen Menschen anspricht, können Projekte eine große Reichweite bekommen, denn die Frage nach Inklusion ist für alle Menschen wichtig. Projekte können anregen zu diskutieren und meinungsbildend sei.“

„Mit dem Ende der Projekte geht auch immer ein großes Fachwissen verloren, es ist oft schade, dass die erarbeiteten Ressourcen und Ergebnisse nicht weitergeführt werden können.“

„Eine andere Dimension der Projekte besteht darin, dass diese von den Menschen leben, für die sie gemacht sind. Diese Menschen, leben weiter und das geht nicht verloren. Wir alle sind Botschafter, für das, was passiert.“

„Ich bin heute hier, weil ich in der offenen Kinder- und Jugendarbeit inklusiv arbeiten möchte. In unsere Einrichtung kommen leider sehr wenig Jugendliche mit Behinderung. Es wäre schön, wenn die unterschiedlichen Einrichtungen Kooperationen bilden könnten, denn Ihre Idee in die Stadtteile zu gehen, in denen die Menschen leben, für die wir arbeiten, ist genau richtig. Als Sie von dem Familienfrühstück sprachen, fühlte ich mich bestätigt, dass man auch die Kinder- und Jugendlichen besser erreicht, wenn man die Eltern besser anbindet und diese miteinander in den Austausch treten können.“

„Was mich sehr angesprochen hat, ist der Gedanke der Irritation. In der allgemeinen gesellschaftlichen Debatte werden Irritationen zurzeit nicht so gerne gesehen. Und wenn es Irritationen gibt, sucht man nach schnellen Lösungen. Die Irritation, die Sie beschrieben haben, ist anders. Hier führen die Irritationen zu konkreten Überlegungen, wie passende Angebote für die unterschiedlichen Bedürfnisse angepasst und entwickelt werden können. So gibt es ganz unterschiedliche Bedürfnisse, obgleich es eine gemeinsame Differenzlinie gibt. Diese heißt „behindert werden“. Wir müssen uns auch die anderen Differenzlinien anschauen, zum Beispiel Geschlecht, soziale Lage, Bildung. Wir sollten nicht bei einer Differenzlinie stehen bleiben.“

„Ich fand es gut, dass Sie in Ihrem Vortrag auch die Rolle der Väter angesprochen haben, denn diese stehen, egal in welcher Hilfeform wir arbeiten, oft außen vor. Inklusion muss auch die Väter mitdenken. Diese sind oft ein wichtiger Bestandteil der Lösung. Nicht nur Menschen mit Behinderung müssen inkludiert werden, sondern alle.“

„Ich bin hin- und hergerissen, ich teile Ihre idealistischen Ideen, andererseits sieht mein Arbeitstag so eng getaktet aus, dass ich mich oft frage, wie ich eine arbeitsintensiv aussehende Neuanfrage zum Beispiel von einer Familie mit Fluchthintergrund gerecht werden soll. Was dazu führt, dass ich sie vielleicht erst gar nicht aufnehme. Das führt auf Dauer zu Frustration. Ganz allgemein bleibt wenig Zeit für gute Arbeit. Es müsste ein politischer Appell an die Öffentlichkeit gehen, dass Inklusion eine Gesellschaft auch Geld kostet. Dies betrifft nicht nur Familien mit Fluchthintergrund, dies betrifft im gleichen Maße auch deutsche Familien, die einen intensiven Hilfebedarf haben. Die Hilfsbedürftigkeiten werden oft individualisiert, sind aber auch Teil einer

gesamtgesellschaftlichen Haltung. Inklusion müsste der Gesellschaft mehr wert sein.“

„Die Diskussion, ob ein Angebot defizitär ist oder nicht, ist eine Diskussion, die nach außen dringt. Pädagogik sollte nicht mit der Wirtschaftlichkeit in Konkurrenz stehen. Die pädagogische Arbeit muss in den Vordergrund gerückt werden.“

„Der Vergleich von Fallzahlen in Bezug auf den Personalschlüssel zeigt, dass auf die eigentliche Arbeit nicht mehr geschaut wird.“

„Die Projektarbeit könnte in die Leitungsvereinbarungen mit den Kostenträgern aufgenommen werden – im Sinne von Teilhabe und Inklusion. Damit müssten Pädagogik und Wirtschaftlichkeit nicht in Konkurrenz gesetzt werden. Es geht darum, die Leistungen mit fachlich versiertem Personal bereitstellen zu können. Gegenüber dem Kostenträger können wir darstellen, dass sich das Leistungsspektrum im Sinne der Teilhabe erweitert hat.“

„Wir sind nicht von den Defiziten ausgegangen, sondern haben nachgefragt, was den Menschen Freude machen würde. Das „Projekt Wir“ und das daraus hervorgegangene Projekt „Selbsthilfe stärken“ haben sehr eng zusammengearbeitet. Es ist sehr schön, dass der interkulturelle Aspekt eine Verstärkung im neuen Projekt erhält. Den Gedanken, dass diese Idee ein politisches Anliegen sein muss, das in die Gesellschaft getragen wird und man sich mit dem Thema zeigt, war das Anliegen von Beginn an. Die Menschen sollen selbst eine Stimme bekommen.“

Es sollte den Menschen, die aus der Selbsthilfetradition kommen eine Wertschätzung gegenüber ausgedrückt werden. Ich möchte das unterstreichen: Sie haben sich unentgeltlich für die Anliegen von Menschen mit Behinderung stark gemacht. Fachleute könnten von der klassischen Selbsthilfearbeit lernen.

Schlusswort Andrea Orbig: Ihr Stichwort „Lernen“ nehme ich jetzt, weil das auch ein Plädoyer meiner kleinen Einführung war, das wir immer Lernende bleiben.